

Nr. 189. Bromberg, den 3. Oktober 1926.

Franz von Assisi.

Zu seinem 700. Todestage am 4. Oktober 1926.

Von Professor Dr. Eugen Wolbe.

Franz von Assisi, dieser große Lehrer des Menschengeschlechtes, eine weltgeschichtliche Persönlichkeit von ungewöhnlichem Ausmaße, wurde im Jahre 1182 zu Assisi als Sohn eines wohlhabenden Tuchkaufmanns, Pietro Bernardone, geboren. Er hieß eigentlich Johannes. Da aber die Mutter aus der Provence stammte und der Vater eine Vorliebe für Frankreich hegte, wurde der Knabe „Francesco“ (lateinisch Franciscus) — „der Franzose“ — genannt. Im Elternhause wurde viel Französisch gesprochen — kein Wunder, daß Franz sich später in Prosa und Poesie gern dieser Sprache bediente. Unzweifelhaft hat er seine Begeisterungsfähigkeit, seine heitere Gemütsart und geistige Beweglichkeit von der südfranzösischen Mutter geerbt; und da ihm die Ideale der südfranzösischen Sekten, z. B. der Waldenser, aus eigener Anschauung vertraut wurden, so erstrebte er wie diese ein persönliches Verhältnis zur Bibel und Kirchenlehre.

Von den Geistlichen in San Giorgio mit den notwendigsten Kenntnissen ausgerüstet, trat Franz in das väterliche Geschäft ein. Lockere Gesellschaft verführte ihn zu losen Streichen und zu großer Geldaufwendung aus der elterlichen Kasse. In die Symphonie seines heiteren Lebensgenusses klang freilich die Dissonanz schwerer Krankheit schrill hinein. Nur ganz allmählich erholte sich Franz wieder so weit, daß er auf einen Stock gestützt umhergehen konnte. Das langwierige Krankenlager hatte ihn gereift, der jähe Wechsel zwischen lachendem Frohsinn und banger Todesgefahr ihm den bitteren Ernst des Lebens vor Augen geführt. Der erste Ausdruck dieser seelischen Umstellung war seine Beteiligung am Feldzuge seiner Vaterstadt gegen Perugia. Als er hierbei in Gefangenschaft geriet, durchzuckte sein Herz eine bis dahin nie gekannte Regung: das Mitleid. Ehe er aber zu der befreienden Tat schritt, deren Plan das Krankenzimmer in ihm geweckt hatte, begleitete er einen vornehmen Mitbürger in einen abermaligen Krieg. Unterwegs sah er ein, daß Waffendienst und Durst nach blutigem Siegeslorbeer mit dem Ziele innerer Vervollkommnung nicht vereinbar sei. Er verließ daher in Spoleto seinen Truppenteil.

Eitel Freude herrschte unter seinen einstigen Zechgenossen, als Franz nach Assisi zurückkehrte. Der Sitte gemäß gab er ihnen ein Festmahl, an welches sich ein rauschender Umzug durch die Stadt anschloß. Ohne jede innere Anteilnahme folgt Franz dem Zuge. „Warum so nachdenklich?“ fragen die Freunde. „Freund Franz sucht eine Braut!“ munkeln sie. „Ihr habt recht“, bekennt Franz, „ich dachte darüber nach, wie ich mir eine Braut erringen könnte, und zwar eine edlere, reichere und schönere, als ihr sie je gesehen habt!“ Die Genossen lachen ihm ins Gesicht. Franziskus aber erwiderte ernst: „Meine Braut ist die — Armut!“

Eine einsame Höhle vor der Stadt wird ihm eine Stätte des Gebetes; eine Pilgerfahrt nach Rom bildet den Auftakt zu seiner Weltflucht. Vom Rest seines Vermögens legt er an den Altären der Apostelfürsten Petrus und Paulus kostbare Geschenke nieder und schließt sich dann der zerlumpten Bettlerschar an, die an den Kirchentüren Almosen heischen. Sicherlich klang ihm noch aus ferner Schulzeit der Grundsatz der zynischen Philosophenschule im Ohr: „Wenig bedürfen ist göttlich, und nichts bedürfen kommt der Gottheit am nächsten.“ Als er nach Assisi zurückkehrt, bringt er die Überzeugung mit, daß ihn an Selbstverleugnung und Entsagungsfähigkeit niemand übertreffe.

Fortan gilt sein Leben den Armen und Kranken. Grauen und Ekel sind ihm fremd: Aussätzige drückt er liebend ans Herz, Hungrigen läßt er im Elternhause — freilich während der Abwesenheit des Vaters — ein leckeres Mahl auftragen. Lange genug hatte Vater Pietro Bernardone dem sonderbaren Treiben seines Sohnes zugeschaut: da riß ihm der Geduldsfaden, und er sperrte den Jüngling unter körperlichen Mißhandlungen in einem dunklen Raume des Hauses ein. Vergebens legte die Mutter für den jungen Märtyrer seiner Überzeugung Fürsprache ein. Der Vater sagte sich von dem Sohne, den er nicht verstand, los; Franz aber schloß sich kindlich an einen Armen an, dessen Segen — wie er hoffte — den Fluch seines Vaters unwirksam machte.

Von allen Rücksichten auf Familie und Freundschaft frei, zog Franz nunmehr fröhlichen Herzens, aber bettelarm in die Welt hinaus. Eine Zeitlang wird er in einem Kloster als Küchenjunge beschäftigt. Dann aber zieht es ihn mit Macht zu dem Kirchlein San Damiano zurück, zu dessen Ausbau er sich von seinen Mitbürgern Steine erbittet. Nach der Vollendung dieses Gotteshauses widmet er sich dem Wiederaufbau eines andern Kirchleins, der Portiuncula. Noch aber ist er seinem Ziele keinen Schritt näher gekommen.

Da wird eines Tages das Evangelium von der Aussendung der Jünger verlesen (Matth. 10, 7 und 9—10). Nun steht sein Lebensweg klar vorgezeichnet: dem Gebote Christi folgend, legte er seine Sandalen ab, warf den Wanderstab weg, bekleidete sich mit einem schlichten Mantel in Kreuzesform und legte in Stadt und Land das Evangelium aus — in der Sprache des Volkes, getragen von der Begeisterung seiner innigen religiösen Hingabe. „Und Er gebe dir Frieden!“ war der Gruß, mit dem er jede seiner schlichten, und doch nach Inhalt, Form und Wirkung ausgezeichneten Predigten einleitete. Vor den schwerfälligen geistlichen „Homilien“ hatten diese Laienpredigten eine bis dahin nicht gekannte Gefühlswärme und Gemeinverständlichkeit voraus. Die Kirche sprach zur Menge, Franz von Assisi zum einzelnen, dessen Nöte und Sorgen er mitfühlend zu den seinigen machte. Im Gegensatze zur Kirche lehrte Franz ein volkstümliches Christentum; und da der einzelne unter seiner trefflichen Leitung bei sich selbst Einkehr hielt und der erhabenen Bestimmung des Menschen nachsann, so führten die Predigten dieses wahrhaften Propheten zu einer Vertiefung und Verinnerlichung des Glaubens und zu einer neuen Frömmigkeit, die nicht im bloßen Kirchenbesuch, sondern vor allem in einer schrankenlosen Liebe zu allen Gottesgeschöpfen ihren beglückenden Ausdruck fand. Wundervoll sind die Legenden, welche die dankbare Jüngerschar um Franz, den Menschen- und Tierfreund, spann.

Unter dem Eindruck seiner Predigten folgten viele seinem Wandel und seiner Lehre. Wie sanftes Bibelwort mutet die Botschaft an, mit welcher er seine Jünger in die

Welt hinaussendet, um die Ideale der **Armut**, der **Keuschheit** und des **freiwilligen Gehorsams** zu predigen: „Geht, ihr Teuersten, je zu zweien, und verkündet den Menschen Frieden und Buße zur Erlassung der Sünden. Seid geduldig in Trübsal und sicher, daß der Herr seine Verheißungen erfüllen wird. Wenn sie euch fragen, so antwortet demütig, und segnet, die euch verfolgen; denen die euch beleidigen und Übles nachreden, saget Dank, weil euch dafür das ewige Königreich bereitet ist.“

Mit seinen Jüngern gründete Franziskus den berühmten Orden der Franziskaner (Minores fratres Minoriten). Die eigentliche Ordensregel, die jeden Rangunterschied, Besitz, Annahme von Geld verbot, Betteln erlaubte und unbedingten Gehorsam forderte entstand 1221. In der Folge zog Franziskus mit seinen Jüngern predigend und überall Ordensanhänger gewinnend durch Frankreich, Spanien, Portugal und Nordafrika. Er gründete 1221 noch die Laienbruderschaft der Tertiarier (ohne mönchische Absonderung und feierliche Gelübde) und 1224 den Orden der Klarissinnen.

Getreu seiner Mission, in Armut und Menschenliebe seine Brüder zu Gott zurückzuführen, zog sich Franz auf den **Berg Alverna** im oberen Arnotale zurück, den er erst verließ, als er sich auf Anraten seiner Freunde einer Operation in Siena unterzog. Sie konnte ihm nicht mehr helfen. Am Abend des 4. Oktober 1226 ist er in seiner Vaterstadt entschlafen. Nachdem ihn Papst Gregor IX. bereits 1228 **heilig gesprochen** hatte, ward zwei Jahre später sein Andenken durch Errichtung einer Kirche geehrt; in diese wurden die irdischen Überreste dieses seltenen Mannes übergeführt.

Der Glanz seiner Persönlichkeit wird nie verblassen; die Blümlein seiner Lehre verwelken nicht. Die Bekenner **aller** christlichen Bekenntnisse verehren in ihm einen Nachfolger Christi, der durch die Armut seines Lebens den unermeßlichen Reichtum der Ewigkeit gewann.

Der Franziskanische Lobgesang.

Das Loblied der Geschöpfe, das der selige Franz dichtete, als ihm der Herr sein Reich versprach.

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dir kommt Lobpreis und Ruhm, Ehre und alle Verherrlichung zu,
Dir allein, Höchster, gebühren sie,
Und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.
Gelobet seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
Mit der edlen Frau vornehmlich, unserer Schwester, der Sonne,
Welche den Tag wirkt und das Licht uns beut;
Und schön ist sie und strahlend in großem Glanze,
Von dir, Höchster, ist sie das Sinnbild.
Gelobet seist du, mein Herr, durch den Bruder Mond und die Sterne;
Am Himmel formtest du sie hellfunkelnd in köstlicher Schönheit.
Gelobet seist du, mein Herr, durch unseren Bruder, den Wind,
Und durch die Luft, das Gewölk, das Wetter, ob heiter ob trübe,
Wodurch du deinen Geschöpfen Erhaltung schenkest.
Gelobet seist du, mein Herr, durch unsern Bruder, den Brand,
Durch den die Nacht du erleuchtest,
Schön und lieblich ist er, zugleich gewaltig und stark.
Gelobet seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, die Mutter Erde,
Die uns ernährt und versorgt
Und mancherlei Früchte uns spendet und bunte Blumen und Kräuter.
Gelobet seist du, mein Herr, durch die, so verzeihen aus Liebe zu dir
Und Schwachheit ertragen und Trübsal.
Selig, die dulden in Frieden;
Denn du, o Höchster, wirst sie einst krönen.
Gelobet seist du, mein Herr, durch unsern Bruder, den leiblichen Tod,
Dem kein lebender Mensch entrinnen kann.
Wehe denen, die sterben in Todessünden!
Selig, die sich finden in deinen heiligsten Willen;
Denn ihnen wird der zweite Tod kein Übel tun.
Lobet und preist meinen Herrn und saget ihm Dank
Und dienet ihm in großer Demut!

Die vollkommene Freude.

Von der Geduld, in der die vollkommene Freude besteht.

Aus den Fioretti oder Blümlein des hl. Franziskus.*)

Da St. Franziskus einmal zur Winterszeit mit Bruder Leo von Perugia nach Santa Maria degli Angeli ging und dabei unter der strengen Kälte sehr empfindlich litt, rief er Bruder Leo, der etwas vorausging, und sagte ihm: „Bruder Leo, wenn auch die Minderen Brüder überall ein herrliches Beispiel von Heiligkeit und frommer Erbauung geben, schreibe dennoch und merke wohl an, daß darin nicht die vollkommene Freude besteht.“ Da St. Franziskus etwas weiter gegangen war, rief er ihn ein zweites Mal an: „Bruder Leo, wenn auch der Mindere Bruder Blinde sehend, Krumme gerade macht, Teufel austreibt, den Tauben das Gehör, den Lahmen den Gang, den Stummen die Sprache wiedergibt und — was noch mehr bedeutet — Tote nach vier Tagen zum Leben auferweckt, schreibe, daß hierin nicht die vollkommene Freude besteht.“

Im Weitergehen rief St. Franziskus laut: Bruder Leo, wenn der Mindere Bruder alle Sprachen, alle Wissenschaften und Schriften verstünde, daß er weissagen und nicht bloß die Zukunft, sondern auch die Geheimnisse der menschlichen Gewissen offenbar machen könnte, schreibe, daß auch hierin nicht die vollkommene Freude besteht.“ Wiederum nach einer Weile rief St. Franziskus laut: „Bruder Leo, Schäfchen Gottes, wenn der Mindere Bruder auch in Engelszungen redete und den Lauf der Gestirne und die Kräfte der Kräuter kennte, wenn alle Schätze der Erde offen vor ihm dalägen und er das innere Wesen der Vögel, der Fische und aller Tiere, der Menschen, der Bäume, der Steine, der Wurzeln und der Wasser erfassen würde, schreibe, daß hierin nicht die vollkommene Freude besteht.“ Noch ein Stück gingen sie weiter, und St. Franziskus rief wieder laut: „Bruder Leo, mag auch der Mindere Bruder so gut zu predigen verstehen, daß er alle Ungläubigen zum Glauben an Christus bekehrt, schreibe, daß die vollkommene Freude auch darin nicht besteht.“ Diese Art zu sprechen dauerte wohl zwei Meilen, bis Bruder Leo in großer Verwunderung die Frage stellte: „Vater, ich bitte dich um Gottes willen, sage mir doch, worin eigentlich die vollkommene Freude besteht.“

St. Franziskus aber antwortete ihm: Wenn wir nach Santa Maria degli Angeli kommen, vom Regen durchnäßt, von Kälte erstarrt, mit Schmutz bedeckt, vom Hunger gequält, wenn wir so an die Klosterpforte klopfen, und der Pförtner zornig herauskommen und fragen wird: „Wer seid ihr?“ und wenn wir dann sagen werden: Wir sind zwei von euren Brüdern, er aber uns anfahren wird: „Ihr lügt! Ja, zwei Spitzbuben seid ihr, die herumziehen, die Welt zu betrügen, den Armen das Almosen wegzustehlen; packt euch fort!“ Wenn er uns sodann nicht aufmachen, uns vielmehr draußen stehen lassen wird in Schnee und Regen, in Kälte und Hunger bis in die Nacht; wenn wir dann solche Unbilden, solche grausame Behandlung, solche Abweisungen geduldig ohne Ärger und Murren auf uns nehmen und dabei noch demütig und voll heiliger Liebe denken, daß der Pförtner uns gar wohl durchschaut und Gott ihn gegen uns sprechen heißt: Bruder Leo, nun schreibe, daß hierin die vollkommene Freude besteht. Wenn wir nun immer weiter klopfen und er voll Zorn herauskommt und uns wie lästige Landstreicher mit Beschimpfungen und Backenstreichen davonjagen und uns sagen wird: „Fort von hier, elendes Diebesgesindel, gehet zum Spital! Denn hier werdet ihr weder Essen noch Herberge bekommen“; wenn wir das geduldig, freudig und voll edler Liebe tragen, dann, Bruder Leo, schreibe, daß hierin die vollkommene Freude zu suchen ist. Wenn wir dennoch unter dem Druck von Hunger Kälte und Nacht weiterklopfen und rufen und um der Liebe Gottes willen laut weinend bitten, er möge uns aufmachen und einlassen, und wenn jener noch mehr aufgebracht rufen wird: „Das sind lästige Lumpen, ich werde es ihnen aber heimzahlen, wie sie es verdienen!“ Wenn er dann mit einem Knotenstock herauskommen, uns an der Kapuze fassen, auf den Boden werfen, im Schnee wälzen und unbarmherzig mit dem Stock auf uns losschlagen wird; wenn wir all das geduldig und freudig tragen mit dem Gedanken an die Leiden Christi, des Gebenedeiten, die auch wir um seiner Liebe willen auf uns nehmen sollen: Bruder Leo, schreibe, hierin besteht die vollkommene Freude.

Höre nun die Nutzanwendung, Bruder Leo: „Über allen Gnaden und Gaben des Heiligen Geistes, die Christus seinen Freunden verleiht, steht obenan, **sich selbst zu über**-

---

*) **Anmerkung**: Der Nachdruck erfolgt mit gütiger Erlaubnis des Verlags **Herder** u. **Co**., G. m. b. H., Freiburg im Breisgau, aus der von Dr. Hanns Schönhöffer herausgegebenen Sammlung „Blütenranken um das Leben des hl. Franziskus von Assisi. — Auch die autorisierte Ausgabe (lateinischer und deutscher Text) des päpstlichen Rundschreibens zum Franziskus-Jubiläum ist im Herder-Verlag erschienen.

winden und gern aus Liebe zu Christus Leiden, Unrecht, Schimpf und Ungemach zu tragen. Denn aller andern Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, weil sie nicht unser, sondern Gottes sind." Darum sagt der Apostel: „Was hast du, das du nicht von Gott hättest? Hast du es aber von ihm empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es von dir?" Aber des Kreuzes, der Trübsal und Heimsuchung dürfen wir uns rühmen, denn das ist unser; und eben darum sagt der Apostel: „Ich will mich nicht rühmen außer im Kreuze unseres Herrn Jesu Christus." „Ihm sei immerdar Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit. Amen."

„Eine Sonne der Welt."

Aus dem Rundschreiben des Papstes Pius XI. über den heiligen Franziskus zu seinem 700. Todestage.

„Der menschlichen Gesellschaft in ihrem tiefen Dunkel wieder Licht zu bringen und sie zum unverfälschten Ideal der Weisheit des Evangeliums zurückzuführen, dazu erschien nach dem Ratschlusse der göttlichen Vorsehung der Heilige von Assisi; in ihm leuchtete, wie Dante Alighieri singt, eine Sonne der Welt auf. In demselben Sinne schreibt Thomas von Celano: „Er strahlte wie ein Stern, leuchtend im Dunkel der Nacht, und wie die Morgenhelle, die sich ausspannt über die Finsternis. . . ."

Von welch begeisterter Liebe zur evangelischen Armut unser Heiliger entflammt war, das läßt sich wohl vorstellen; aber schwer, ja unseres Erachtens sehr schwer ist es, das genauer zu beschreiben. Daß er von Natur aus geneigt war, Armen zu helfen, weiß jeder; und Bonaventure bezeugt, er sei so voller Güte gewesen, daß er, „nun nicht mehr ein tauber Zuhörer des Evangeliums", bei sich beschlossen habe, keinem Bettler ein Almosen abzuschlagen, zumal nicht wenn er sich bei der Bitte „auf die Liebe Göttes berufe". Aber die Gnade hat dann die Natur auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit geführt. . . .

Wen sollte übrigens der außerordentliche Anblick eines Mannes nicht rühren, der bei den früheren Genossen seiner Üppigkeit und manchen andern den Eindruck machte, als habe ihm die Liebe zur Armut geradezu den Verstand geraubt? Und was soll man davon sagen, daß die Bewunderung dieses großen Liebhabers der Armut sich bei der Nachwelt, selbst wenn sie dem Begriff und der Übung der evangelischen Vollkommenheit ganz fern stand, mit täglich stärkerer Gewalt durchsetzte und noch bei der Menschheit von heute durchsetzt? Dieser Nachwelt ging Dante Alighieri voran mit seinem Gesang von der Verlobung des Franziskus mit der Armut, jenem Gesange, von dem man nicht weiß, was man darin mehr bewundern soll, die Erhabenheit und den Schwung der Gedanken oder die Weichheit und Anmut der dichterischen Einkleidung. . . .

Wir möchten glauben, es habe niemanden gegeben, bei dem das Bild Christi, des Herrn, und die evangelische Lebensform genauer und auch ausdrucksvoller zu Tage getreten wäre als bei Franziskus. Wie er sich selbst „Herold des großen Königs" nannte, so wurde er gerade deshalb mit Recht auch als „zweiter Christus" bezeichnet, weil er sich eben als wieder lebendig gewordenen Christus erwies für seine Zeitgenossen und für die kommenden Jahrhunderte. Daher ist es auch gekommen, daß er noch jetzt vor dem Auge der Welt lebt und für alle Zukunft leben wird. Wer möchte sich darüber wundern! Es haben ja schon diejenigen, die als Zeitgenossen zuerst über das Leben und Tun ihres Vaters und Ordensstifters schrieben, ihre Auffassung dahin ausgesprochen, daß seine Größe und Erhabenheit über die menschliche Natur hinausragte. Und es haben unsere Vorgänger, die Franziskus sehr nahe standen, unbedenklich in ihm einen Gottesgesandten erkannt, der von der Vorsehung zum Heile des Volkes und zum Schutze der Kirche geschickt war.

Der Seraphische Heilige ist schon so lange dahingeschieden. Wie erklärt es sich denn, daß bei den Katholiken die fromme Liebe zu ihm und selbst bei den Akatholiken staunende Bewunderung gar mächtig aufflammt und auflodert? Wie anders als daraus, daß sein Idealbild heute noch in eben demselben strahlenden Glanze wie früher vor dem Geiste der Menschheit steht, daß seine seelische und sittliche Größe noch immer eine starke Heilkraft für die Völker ist und daß man sich deshalb danach sehnt, sie zur Heilung und Hilfe zu gewinnen. Denn sein seelenerneuerndes Arbeiten zeigte sich in solchem Maße beim gesamten Menschengeschlechte, daß nicht nur in weiten Kreisen die Reinheit des Glaubens und der Sitte wiederhergestellt wurde, sondern daß sich auch die im Evangelium liegenden Grundsätze der Liebe und der Gerechtigkeit um vieles innerlicher und eindringlicher im Gemeinschafts- und sozialen Leben auswirken, mildernd und ausgleichend.

Der heilige Franz und die Vögel.

Von der Liebe, die der selige Franz für die sogenannten Haubenlerchen hatte, weil er durch sie den guten Ordensmann dargestellt sah.

In Gottesliebe ganz versenkt, schaute der selige Franz nicht bloß in seiner höchst tugendhaften Seele, sondern auch in jedem Geschöpf die Güte Gottes vollkommen. Es zog ihn daher mit besonders inniger Liebe zu den Geschöpfen und vor allem zu jenen, in denen er eine Eigenschaft Gottes oder eine Eigentümlichkeit des Ordenslebens dargestellt fand. Vor allen Vögeln war er dem Vögelein zugetan, das man Lerche heißt, und das die Volkssprache als Haubenlerche bezeichnet. Von ihr rühmte er: „Die Schwester Lerche hat eine Kapuze wie die Ordensleute, sie ist ein demütiger Vogel; denn sie geht gern auf der Straße, um sich ein paar Körnlein zu suchen. Hat sie solche selbst unter Dünger gefunden, so pickt sie dieselben auf und verzehrt sie. Im Fluge lobt sie den Herrn durch süßen Gesang und ist so dem guten Ordensmann vergleichbar, der das Irdische verachtet, dessen Wandel stets im Himmel ist, und dessen Trachten auf das Lob Gottes sich richtet. Ihr Kleid, das heißt ihre Federn, gleichen der Erde. So gibt sie den Ordensleuten ein Beispiel, daß sie nicht feine und farbenreiche Gewänder tragen sollen, sondern solche, die an den Tod erinnern wie die Erde." Weil er solche Betrachtungen über sie anstellen konnte, darum liebte er diese Vögel auch so sehr, und dem Herrn gefiel es, daß diese frommen Vögel dem Heiligen in seiner Todesstunde auch ein Zeichen ihrer Zuneigung gäben. Denn an einem Samstagabend nach der Vesper, just vor der Nacht, in der er zum Herrn hinüberging, kam eine große Schar solcher Lerchen über das Dach des Hauses, wo er krank lag. In kreisförmigem Fluge machten sie in mäßiger Höhe die Runde um das Dach des Hauses und lobten den Herrn in süßem Gesang.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

22. Fortsetzung.)

Mit immer größerer Geschwindigkeit riß ihn der Sturm dem Brande zu. Von Sekunde zu Sekunde größer die Gefahr, in die Sturmwirbel des Flammenmeers hineingerissen zu werden.

Er warf den Schwingenflieger zur Seite. Er biß die Zähne aufeinander, trat mit dem Fuß das Tiefensteuer . . .

Es schien zu gelingen . . . Langsam neigte sich der Kopf des Schwingenfliegers, zuckte . . . ruckte . . . neigte sich tiefer, immer tiefer.

„Gott sei Dank!" stießen seine Lippen heraus. Den guten, getreuen Apparat unter sich, nahm er den Kampf mit Sturm und Feuer an. Kein treibendes Blatt mehr, das hilflos gaukelnd im Sturm dahingerissen wurde . . . eine lebendige Maschine, von Menschengeist, von Menschenarmen geführt . . nach Menschenwillen gelenkt . . .

Der Kampf begann. Wie ein Schiff im Taifun mit allen Kräften allmählich aus den Wirbeln, die todbringend zum Zentrum ziehen, zu kommen sucht, so drückte er den Schwingenflieger mit übermenschlicher Kraft auf seitlichen Kurs, daß er kreisend um das höllische Flammenmeer herumfuhr.

Der Kampf mit der anziehenden Kraft der Wirbel trieb ihn im Kreise . . . aber auch immer höher! Seine Brust atmete schwer. Wars die Riesenanstrengung, mit der seine Arme die Steuerflächen bedienten, wars die dünner werdende Luft in dieser Höhe?

Acht Kilometer, die Höchstgrenze menschlichen Lebens . . . er fühlte, wie das Blut seine Adern zu sprengen drohte. Dazu die strahlende Glut! Die Gestänge in seinen Händen wurden heißer und heißer. Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Auf seinem Rücken bewahrte er eine Flasche Wasser. Tantalusqualen! Er konnte es nicht wagen, danach zu greifen . . . die Steuerung loszulassen.

Seine Kräfte wurden matter. Er schloß die Augen.

Ein riesiges glühendes Wellblechdach, das in tollen Wirbeln sich überschlagend seine Bahn kreuzte, riß ihn aus seiner Betäubung. Das hatte den Weg gefunden aus dem glühenden Zentrum in die Abtrift des Orkans. Mit einer letzten übermenschlichen Anstrengung drehte er das Tiefensteuer immer weiter herum, riß er das Seitensteuer. Da vor ihm flatternd das wirbelnde Blech

Deutlicher . . immer deutlicher sah er es jetzt. Er näherte sich ihm . . . schneller, immer schneller. Er ließ das Tiefensteuer noch einmal hoch und deckte mit scharfem Ruck nach unten. Der Kopf des Fliegers senkte sich, das Gestänge zum Zerspringen gespannt.

Und dann . . . Der Widerstand ließ nach. In sausendem Gleitflug schoß er unter dem Blech hindurch, weg vom Wirbel . . . weg von den Flammen.

Im gleitenden, rasenden Flug schoß er aus dem Zyklon in ruhigeren Äther . . . schoß weiter . . . weiter, die Tageshelle hinter sich lassend, in die kühle, rettende Nacht.

Eine unendliche wohltuende Müdigkeit überfiel Tredrup. Der Widerstand der Luft wurde so schwach, daß seine ermüdeten Arme nur geringer Anstrengung bedurften, den Albatroßflug des Schwingenfliegers durchzuhalten.

Jetzt endlich konnte er einen Arm freimachen, die Wasserflasche ergreifen, sie an die Lippen führen.

Das Wasser war warm! Und doch, wie labte es den vertrockneten Gaumen. In gierigen Zügen sog er die Flasche aus bis zum letzten Tropfen.

Er wandte den Kopf nach Süden. Wohl sah er sie noch, die Riesenfackel, die von der Erde zum Himmel ging. Aber ihr Licht war schwächer geworden. Die Tageshelle da unten war hier dunkler Nacht gewichen. Er blickte zum Himmel. Das Meer der Sterne grüßte ihn. Im Augenblick hatte er sich orientiert.

Nach Norden hin! Nach Norden zu den Freunden, zur Heimat.

*

Wibehafen . . das neue Bild! Wie anders wars noch vor wenigen Wochen?

Gewiß! Auch jetzt drängte sich Schiff an Schiff an den Kais. Sie kamen an wie früher mit Lebensmitteln, mit Ballast. Kehrten zurück mit dem, was die Gruben geliefert. Kohlen früher! Jetzt Menschen!

Leer die Riesenschächte! Leer die gewaltigen Fabrikgebäude! Stumm die Maschinen! Alles Lebende auf der Flucht vor dem Tode nach Süden.

Menschenleben retten! Die letzten Transporte waren zu machen. Ein paar tausend . . . Die letzten von den Hunderttausenden, die bis vor kurzem hier gelebt. Die Stadt mit ihren schönen, breiten Straßen, den großen wohlgebauten Häusern . . . ein trauriges Bild in ihrer Öde und Verlassenheit.

Das Flugschiff, das, von Süden kommend, auf dem Flugplatz landete, fand keine Helfer. Die Riesenhalle, leer, verlassen.

Uhlenkort sprang heraus und nahm den Weg zum alten Leuchtturm. Die Augen geradeaus gerichtet . . . nicht links, nicht rechts schauend; als könnte er den trostlosen Anblick nicht ertragen, ging er seinen Weg. Und wieder war's ihm, wie so oft. Als er nun am Fuße des Turmes stand und die Hand an die kalten, grauen Quadern legte, ein Strom von Zuversicht, von Hoffnung ging durch sein Herz, verscheuchte alles, was es bedrückt.

Und dann stand er dem gegenüber, oben in der Laterne des Turmes. Der begrüßte ihn kurz, wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

War's die Nähe des Mannes . . . war's die Ruhe im Gemach? Uhlenkort ließ sich in einen Sessel nieder . . . seine Hand strich über die Stirn. Verscheucht alle Sorgen . . der Tage und Nächte.

Er zog eine amerikanische Zeitung aus seiner Tasche und begann zu lesen. Hier ein ausführlicher authentischer Bericht über das Unglück am Augustus-Schacht in Minneapolis.

Tredrup . . . sein Werk!

Wo war er jetzt? Hatte er sich gerettet?

Die Zeitung schilderte die Vorgänge der Katastrophe in den grellsten Farben. Uhlenkort las . . . zuckte die Achseln.

Wie verblaßte das alles gegenüber dem, was über Europa gekommen. Noch einmal überlegte er im Geist die Tat Tredrups . . . ihre Notwendigkeit.

Ja, es mußte geschehen in berechtigter Notwehr.

Und als wolle er sich freimachen von alledem, schlug er die Seite um, las er weiter. Flüchtig gingen seine Augen über die gesperrt gedruckten Überschriften.

Da! Ein freches Piratenstück im Mexikanischen Golf!

Der Bericht der Augenzeugen wars. Der letzte Satz: „Ein Passagier Miß Christie Harlessen, Kontoristin aus Neuyork, wird seit der Stunde des Überfalls vermißt. Man vermutet, daß sie von den Piraten mitgeschleppt ist, wobei allerdings auffällt, daß niemand die gewaltsame Entführung gesehen hat."

Christie geraubt! Unmöglich! Von wem! Warum? Lösegeld? Von einer kleinen Kontoristin . . . und doch! Doch konnte es sein . . . ihr Name: Harlessen . . . Vielleicht war er den Piraten aufgefallen.

Jäh sprang er auf, eilte zu dem Arbeitstisch . . . zu ihm! . . . Er mußte helfen . . . Er konnte es! Was konnte der nicht?

Er rüttelte an dessen Schultern, sprach zu ihm.

Der schien nicht zu fühlen, nicht zu hören. Seine Hände arbeiteten an einem mechanischen Werk, seine Augen waren darüber geneigt, jede Bewegung verfolgend, prüfend.

Uhlenkort trat zurück. Er durfte ihn nicht stören. Er stellte sich zur Seite, wartete in fieberhafter Ungeduld. Die Sekunden wurden ihm zu Minuten . . . die zu Stunden . . . . unerträglich . . .

Da endlich! Der andere richtete sich auf, wandte sich zu ihm um.

„Was ist? Was wolltest du?"

Uhlenkort wies ihm die Zeitungsnotiz. Mit fliegendem Atem stammelte er ein paar erläuternde Worte.

„Hilf mir Johannes! Hilf mir! Du kannst es! Ich weiß es."

Der schüttelte mit dem Kopf.

„Nein! Du irrst. Ich kann dir nicht helfen . . . kann dir nichts sagen . . . darf es nicht . . ."

Die letzten Worte, in leisem Flüsterton gesprochen, Uhlenkorts Ohr hatte sie doch vernommen.

„Du darfst es nicht?" schrie er. „Du kannst es und willst es nicht?"

Der wandte sich ab zu dem breiten Südfenster, starrte lange hinaus.

„Ich könnte es . . vielleicht . . . ." murmelten seine Lippen.

Nein! Mit dem Wort hatte er sich umgewandt, trat er auf Uhlenkort zu.

„Nein! Ein Mißbrauch wär's! Ich will es nicht!

Du, der du tiefer in mein Innerstes geschaut als irgendein anderer Sterblicher . . . du, der du weißt, was das Schicksal mir auferlegt, weißt, daß meine schwachen Schultern die Bürde kaum zu tragen vermögen . . . weißt, daß ich alles, was ich tue . . tue, weil das Schicksal es will . . weißt, daß die Macht, die in meine Hände gelegt ist, von ihm kommt . . . Das Walten des Geschickes . . . rätselhaft . . . unbegreiflich dir . . . mir, dem Diener, den es sich auserkoren . . .

Mißbrauch, Frevel wäre es! Ich kann es nicht! Ich will es nicht!"

Uhlenkort starrte in das Gesicht des Freundes. Die tiefe Bläße, die stets darauf geruht, war verschwunden, einer leichten Röte gewichen. Die blauen Augen . . . ein leichter Schleier hatte stets darüber gelegen . . . sie leuchteten, wie wenn ein heiliges Feuer sie entzündete. Die sanft geschwungenen Lippen des zarten Mundes . . . ein messerscharfer roter Strich an ihrer Stelle. Die schmächtige, leicht vornüber geneigte Gestalt . . . hoch aufgerichtet stand sie da.

War das Johannes Harte? Der Freund seiner Jugend?

„Du wirst sie wiedersehen, die Verlorene, sei's dir ein Trost! . . . Doch vergiß nicht, daß auch dir das Schicksal zu tragen gegeben . . . schwer . . . schwerer als vielen anderen Sterblichen. Daß auch du sein Diener, bestimmt zu Großem, bestimmt, vielen Tausenden zu helfen . . . ihre Not zu lindern . . .! Sie . . ." — der starre Ausdruck seines Gesichts milderte sich — „sie ist in Not, einer Not, klein gegenüber der der Tausende.

Du tust dein Werk, wie das Schicksal es will. Ich . . . will das meine tun . . . Als du kamst, hatte ich den ersten Schritt . . ."

Und dann war's wieder der alte Freund, der Johannes Harte, wie er ihn von Jugend auf gekannt.

„Wir wollen einen Gang über die Insel machen. Komm mit mir."

Sie standen an einer vorspringenden Klippe, unter ihnen die brausende, rauschende Flut. Zur Seite der Hafen.

Ein ankommendes Schiff. Die Landungsbrücke herunter . . . Ein Strom von Menschen über sie hinweg, auf das Schiff.

Uhlenkort sah es. Gleichgültig glitt sein Auge über das Bild. Nichts in ihm regte sich dabei. Sein Herz, es schlug im Widerhall der Worte, die sein Freund gesprochen: „Ich habe den ersten Schritt getan."

Von Süden her ein Flugschiff. Es kam näher. Aus einem Kabinenfenster eine winkende Hand.

Tredrup! schoß es Uhlenkort durch den Kopf. Eine jähe Freude stieg in ihm auf, ihn wiederzusehen. Lebend! Hier!

Ja, es war Klaus Tredrup, der ihm am Tore des Hafens entgegentrat. Sie gingen der Stadt zu. Tredrup erzählte, kaum daß ihn Uhlenkort mit einer Frage unterbrechen konnte. Und dann schloß er: „ . . Nun bin ich hier! Wieder bei Ihnen . . . Und nur die eine Frage ist's, die mir auf dem Herzen liegt:

War's recht, was ich tat?"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.